

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 19 (1915-1916)
Heft: 5

Artikel: Mareili
Autor: Schnyder, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mareili.

Von Michael Schnyder.

Die Hinterhöflerin lag am Sterben. Neben dem Bette stand der Hinterhöfler, der Sepp.

Zwischen ihn und sein Mareili sollte in dieser letzten Stunde niemand treten; niemand als der Tod. Der stand draußen und wartete ein Weilschen noch. Sepp hielt die rechte Hand Mareilis in der seinen; kaum spürbar noch erwiderte die leise Sterbende ab und zu seinen Druck. Dann leuchtete es matt auf in den langsam erlöschenden Augen. Seit zwei Tagen sprach Mareili nur noch mit den Augen und mit dem leisen Druck der Finger, und Sepp stand stumm und still da, als zählte er die Minuten, die sie noch beisammen hielten. Das ist wenig, paar Minuten, wenn man vierzig Jahre nebeneinander gewandelt und dabei achtzig geworden ist; und doch, die letzten Minuten sind kostbarer als die ersten Jahre.

Es war ein später Dezemberabend, als dem Tod das Warten draußen zu lange dauerte und er leise ins Stübli trat. Noch einmal ging die Brust der Sterbenden hoch, dann gab ihre Hand keinen Gegendruck mehr, die Augen gingen irr und wie suchend in weltferner Unendlichkeit. Jetzt schnitt der Tod mit sanfter Hand das Fädchen entzwei, das die achtzigjährige Frau nur noch sehr schwach ans Leben gebunden, und Sepp suchte umsonst mehr nach dem letzten Bittern ihres Athems. Jetzt sank er vor dem Bett in die Knie, barg seinen Kopf an der Brust der Verstorbenen und weinte, wie nur ein Kindlein nach der Mutter wimmern kann.

Als er sich müde geweint, stand er auf, bog die Lider der Toten über die starren Augen, flocht ihre weißen runzeligen Finger zu betenden Händchen und schlang sie um ein kleines Kreuzifix, das vierzig Jahre über dem Bette Mareilis gehangen hatte. Dann zündete er die Totenkerze an, besprengte die Tote mit Weihwasser, trat in die Küche und rief der Magd: die Bäuerin sei friedlich im Herrn verschieden. Er holte sich einen Stuhl und setzte sich zu den Häupten der Gestorbenen. Als die Magd und die zwei Knechte gesenkten Hauptes ins Stübli traten und der Bäuerin Weihwasser und ein paar Vaterunser spendeten, da betete der Bauer schon seinen Rosenkranz, und erst dann verließ er seinen Platz, als zwei Nachbarnfrauen spät nachts erschienen, um die Tote zu besorgen.

Im Dorfe erregte dieser Todesfall, auch wenn er nicht unerwartet kam — denn längst wußte man, daß das Hinterhofmareili zum Sterben bereit und wohl versehen und ausgetröstet sei — allgemeines Mitgefühl. Wird das den guten, alten Sepp schwer ankommen! Wenn man vierzig Jahre zusammen gehaust hat, und dabei achtzig geworden ist! Wie Bruder und

Schwester. Nein, wie Mutter und Kind, wie Vater und Kind. Wäre Mareili sechzig und Sepp achtzig gewesen, so hätte man Mareili für die Tochter und Sepp für ihr Vaterli gehalten; wäre Mareili achtzig und Sepp sechzig gewesen, hätte Mareili das Mutterli und Sepp der Sohn sein können. Man erzählte sich gar rührende Dinge, wie die beiden zusammengehalten, wie man nie eines ohne das andere gesehen, wie sie auf Weg und Steg, bei der Arbeit und immer einander wie an der Hand gingen. Solche Leuten sollten nie von einander gehen, sagten sie drunten im Dorfe, der Tod des einen bedeutet ja auch den Tod des andern. Und die ältern Leute deuteten geheimnisvoll an, wie Sepp an seinem Mareili ein altes, fremdes Unrecht gut gemacht; gerade auf dem Hinterhof habe das sein müssen, den der vorige Besitzer zu Schanden gebracht und sich damit. Da sehe man wieder einmal, was der Sausaus und der Schürzenjäger zum Fenster hinauswerfe, das bringe brave, ehrliche Arbeit reichlich wieder zur Türe hinein.

Am folgenden Abend pilgerte man scharenweise zum Totenhaus, zur Totenwache. Die Tote lag nun in der Stube, im schwarzen, schmucklosen Sarge aufgebahrt. Auf zwei Holzbänken lag der Sarg, daneben stand der Sargdeckel, zu Häupten brannten neben einem Kruzifix zwei gelbe Kerzen, daneben stand ein hölzerner Stuhl, darauf das Weihwassergefäß mit dem Buchsbaumzweige. Im übrigen war die Stube ausgeräumt und zur Betstube eingerichtet worden. Die Knechte hatten aus Holzböcken und Brettern lange Bänke gebaut, und nun sah's aus wie in einer Totenkapelle; denn auch das Hausaltärchen fehlte in der Bauernstube des Hinterhofes nicht.

Den ganzen Abend strömte es scharenweise herbei; es war ein unablässiges Kommen und Gehen. Der Gruß und Gegengruß: Gelobt sei Jesus Christus! — In Ewigkeit. Amen. — erklang nach jeder Viertelstunde. Wer eintrat, der schritt zuerst zur Toten und besprenkte sie mit Weihwasser. Viele knieten nieder — vor der Majestät des Todes. Und wer die Stube verließ, der tat daselbe zum zweiten Mal. So reihte sich bis in die späte Nacht Rosenkranz an Rosenkranz, Psalter an Psalter. Immer, wenn ein Psalter zu Ende gebetet, kniete man nieder und betete fünf Vaterunser für den, der als der nächste dem Tode verfallen würde. Und dabei dachten die meisten an den achtzigjährigen Hinterhöfler.

Sepp saß die ganze Nacht über ganz vornen, zu Füßen der Verstorbenen. Sein kräftiges, schönes und deutliches Gebet überklang das laute vielkönnige Gewirr der betenden Stimmen. Immer wenn wieder eine Gruppe Betender von der Toten Abschied nahm, erhob er sich und sagte mit leiser, unendlich dankbarer Stimme: Lohn's euch Gott! Die Kinder, die den Tag über in den Hinterhof zur Leiche gegangen, Betende, die am frühen Abend dort waren, und jene, die erst in der Morgenfrühe von der Leichen-

wache heimkehrten, sagten, immer sei der Hinterhöfler bei der Leiche ge-
essen, und nie sei der Rosenkranz aus seinen Fingern gekommen.

Am zweiten Tage nach ihrem Tode begrub man Mareili. Sepp schritt
hinter dem Sarge, er stand aufrecht wie ein Fünfziger an ihrem Grabe, sah
leise aufschluchzend den Sarg in die Tiefe verschwinden, vernahm den letzten
wehen Gruß der dumpf aufschlagenden Erdschollen, aber er blieb fest; nur
krampfsten sich seine Finger fester um den Rosenkranz.

Als man aus der Kirche nach dem Hinterhof zurückgekehrt war, da
führte Sepp zwei seiner Nachbarn, denen er besonders zugetan war, ins
Stübli ans große Bett. Dann trat er rechts an dieses heran, drückte mit
der Hand in das blauköllsche Kopfkissen einen Buck, wölbte ihn aus und
sagte treuherzig: Hier hat Mareilis Köpfschen gelegen, vierzig Jahre lang.
Dann trat er zum Weihwasserkessel, nekte den Daumen seiner rechten Hand,
schrieb in die Höhlung das Kreuzzeichen, und über seine Wangen rollte eine
Träne. Wie zu seiner Entschuldigung fügte er bei: Wenn man so vierzig
Jahre lang, vom vierzigsten bis zum achtzigsten, neben einander gelebt hat..
Die Nachbarn aber lachten nicht ob seiner kindlichen Naivität, sondern ver-
ließen gerührt das Haus.

*

Einige Wochen später traf ich den Sepp. Er arbeitete am Waldrande,
unfern des Hinterhofs, und es war schon spät am Nachmittag.

„He, Sepp,“ rief ich ihm zu, „könntet nun Feierabend machen!“

„Ja, ja,“ antwortete er, „Feierabend; — ja recht, Feierabend. —
Für den alten, vereinsamten Sepp gibts wohl bald Feierabend — — bald
Feierabend.“

Ich wußte, daß Sepp Mareilis Tod nicht zu verwinden vermochte und
wollte ihn von seinen düstern Gedanken abbringen. Ich wies nach den
Wölklein, die im letzten Sonnenstrahl sich sonnten und so verschämt das
sanfte Abendgold in ihren Kräusellocken trugen. —

„Ja, so ist der Abend,“ sagte er, „— — so rosig färbten sich Mareilis
Wangen an ihrem letzten Abend, — — ehe sie bleich und leichenblaß und kalt
wurden. Jedem Abend, mag er noch so golden sein, folgt die kaltbleiche
Nacht.“ — —

Dann stützte er sein Haupt in die rechte Hand und setzte sich auf den am
Wege liegenden Baumstamm. Ich setzte mich neben ihn; denn ich wußte,
er mochte mich gut leiden. Er sinnierte. Ich wollte ihn nicht stören. So
vergingen etliche Minuten. Dann blickte er auf, wie erschrocken, daß ich
noch da war; jetzt fing er an zu erzählen. Oft war's, wie wenn er mit sich
selber sprach; oder mit jemandem, der nicht da war. Ich hörte still zu und
störte ihn mit keinerlei Frage noch Bemerkung.

Das war es, was Sepp der Hinterhöfler mir an jenem Märzabend am

Waldrand oberhalb des Hinterhofs erzählt hat, währenddem des Frühjahrs Abendsonne die neugierigen Wolfenschäflein sonnte und vergoldete und nach und nach die ersten Sternlein aus der Unendlichkeit wie Himmelsgrüßchen herausstraten:

Sie werden allerlei im Dorfe erzählt haben, als Mareili starb, von Mareili und von mir. Einiges wußten sie, alles nicht. Alles sagt man auch nicht den Kindern. Dir darf ich es sagen, du bist kein Kind mehr. Schlechtes wirst du nicht hören, und vieles könnte der Welt, wenn sie es wüßte, nur von Gutem sein.

Mareili und ich sind eigentlich miteinander, fast nebeneinander achtzig geworden. Unsere Geburtshäuser standen sich nahe, in einem Dorf weit weg von hier. Mareili war das Kind armer Tagelöhner, das anderjüngste von neun Kindern; ich war das Kind eines nicht minder armen Schuldenbäuerleins. In der Armut waren wir einander ebenbürtig, in manch' anderem nicht, Mareili, meine liebste Gespielin seit meinen ersten Kinderjahren, war ein überaus gewecktes, lebhaftes, mutwilliges aber auch heißblütiges Mädchen; ich war unbeholfen, schüchtern, schwerfällig wie ein junger Bär. Oft kam ich mir neben dem Mädchen, das stets zu tollen Streichen aufgelegt war, wie ein Tölpel vor. Wir haben einander viel geplagt, allein wir waren doch immer beieinander und keines konnte ohne das andere sein. Warum, wußte gewiß keines von uns. Wir waren wie Geschwister.

Der reichste Mann des Dorfes war der Arzt; der trug eine große blaue Brille und fuhr im Char-à-Banc aus. Sein Haus stand oben im Dorfe an der Landstraße, und hoch darüber lag ein großer Garten. Kletterten wir am darüberliegenden steilen Hügel herum, so sahen wir mitten hinein in die Laubgänge, darin die Frau Doktor mit den stolzen Töchtern und dem Sohn, der eben Student geworden, so oft lustwandelte. Du, sagte eines Tages Mareili zu mir, so ein reicher Herr solltest du werden! Ich schaute Mareili verständnißlos an, schüttelte den Kopf und meinte: Ach nein, dann wären du und ich doch nicht mehr gleich. Sie lachte, gab mir einen derben Puff in die Seite, und sagte: Du dummer Bub, dann wäre ich doch auch reich! und sprang davon. Ich sann nach und verstand nicht, wie sie es gemeint hatte.

Das ist eines der kleinen Jugendereignisse, dessen ich mich entsinne.

Früh kamen wir auseinander. Mareili kam mit sechszehn Jahren weit fort unter fremde Leute und ich war vorher schon ein Knechtlein im Dorf geworden. Wir hatten es daheim nicht so gut gehabt, um das fremde Brot als etwas besonders Hartes zu empfinden.

Mareili hatte ich nun aus den Augen verloren. Wohl vernahm ich von seiner Mutter, es diene drüben in einem andern Tale, bei einem reichen Bauer, allein ich sah es Jahre lang nicht mehr.

Ab Aug' ab Herz, das galt damals wie heute.

Da eines Herbsttages, ich hackte Kartoffeln aus im Straßenacker, sah ich ein zierliches Jüngferchen die Straße daherkommen. Wäre Mareili nicht so weit weg, ich wollte wetten, es käme des Wegs gegangen. Ich spähte und spähte, richtig, es war Mareili. Ich eilte an die Straße, ein anderes Benehmen würde das einstige Gespänlein ja wohl nicht verstehen. Da trat es scheu und erschrocken an die abliegende Straßenseite. Rasch wollte es vorbei gehen. Doch so war's nicht gemeint, zum Joppen war ich, der nun bald zwanzigjährig, zu alt geworden. Ich trat vor das Mädchen hin, hob sein gesenktes Köpfchen, — aber was las ich da für ein Weh aus den einst so lustigen, nun vergrämten und verweinten Augen!

Lange stand ich neben Mareili, hatte seine Rechte erfaßt, die in der meinen zitterte, aber ich hätte nicht den Mut gehabt, den Schleier wegzuheben. Mir graute vor dem, was dahinter stand.

Mareili selbst hob ihn weg und ich fand nun ein entwürdigtes, in seiner naiven Vertrauensseligkeit schändlich betrogenes, in seiner Unschuld jammervoll gemordetes Mädchen. Das war nun das feste, lustige, lebenswarme Mädchen von einst nicht mehr, nein, ein geknicktes und zerschlagenes Bäumchen. Und Mareili war noch nicht einmal zwanzig Jahre alt.

Du wirst nun verstehen, was die Leute im Dorfe drunten wohl oft gemunkelt (sprach Sepp zu mir), wenn ich dir sage, daß Mareili im Hinterhofe drunten, dessen Rauch du hier aufsteigen siehst, um sein Bestes betrogen worden ist. Es war der Lump, des einst so stolzen Hinterhöflers stolzer Sohn, den du wohl oft schon hier herumwagieren gesehen, der Mareili, das arglose, leicht zu betörende, lebenslustige in die Schande gebracht. —

Nach einer langen Pause fuhr Sepp fort zu erzählen:

Ich tröstete Mareili so gut es ging; doch ich fand wohl nicht die rechten Worte. Das arme Kind schaute seitwärts und schien mich nicht zu hören. Erst als der helle Born in mir aufstieg und ich schwere Verwünschungen über den Verführer herabrief, da fiel es mir in den Arm: „Nicht fluchen, Sepp, nicht fluchen! Es war alleweil nicht alle Schuld an ihm. Was die seine ist, die laß' Gott richten, was die meine ist, die will ich tragen und zu sühnen suchen. Aber keinen Menschen verfluchen, Sepp, oder dann verfluche auch mich!“ — Und damit reichte Mareili mir die Hand und ließ mich allein.

Einen Büchsenchuß weit von mir blieb sie stehen und schaute sich nach mir um. Ich eilte wieder zu ihr. „Sepp,“ sagte sie, „ich darf nicht heim zu den Eltern, ich bringe es nicht über mich; der Vater würde mich schlagen; das soll er nicht. Mich wohl, mich darf er schlagen. Was liegt mir an meinem schuldgebrochenen Körper! Aber das Schuldlose darf er nicht schlagen. Wenn dir das Mareili von einst noch etwas wert ist, so gehe du zu meinen Eltern und teile ihnen schonlich das Furchtbare mit! Die Mutter wird mich

nicht verwerfen. Und wenn den Vater etwas milder stimmen kannst, so ist es dies: Ich bin nicht mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt worden, ich ging freiwillig. Als ich wußte, wie es mit mir stand. — Und daß ich zu gut und zu stolz bin, um vor den Alten und den Jungen zu treten und für meine Ehre zu kämpfen, das stand bei mir fest, als ich wußte, daß ich — nicht die erste und einzige war, die der Junge um ihre Unschuld betrogen. So also ging ich ohne weitere Umstände und sie können nur vermuten, warum ich ging. Und nun gehe ich der Welt aus den Augen — —“

„Mareili, Mareili,“ schrie ich in der Seele geängstigt, du wirst doch nicht etwa — —“

„Nein, nein,“ fiel das Mädchen ein, sei ohne Sorge! Ich habe das Leben immer sehr geliebt und liebe es trotz allem noch zu sehr, um es nun, da es das erste Mal mich betrogen, wegzuverfen, feige wegzuverfen. Nein, ich bin nicht von der Art, ich will meine Schuld tragen, ich will sie allein tragen, und Gott, an dessen Kreuzstamm eine heilige Magdalena gekniet, wird mir beistehen. — Das auch sage den Eltern, ich werde ihnen nicht zur Last fallen und keine Schande ins Dorf tragen. Leb' wohl!“ — —

Dann ging es. Bei der nächsten Wegbiegung wandte es sich nach rechts und ließ das Dorf abseits liegen.

Au demselben Abend tat ich den schweren Gang. Weiß Gott, es kam mir schwer an, hinter Mareilis Leiche zu gehen, doch dieser Weg war der leichtere als der vor sechzig Jahren. Wie ein Dieb schlich ich zum ärmlichen Tauerhäuschen und wie als ob ich der Schuldige wäre. Was sich an Anklagen gegen den verruchten Verführer, was sich an Entschuldigungen und Rechtfertigungen für Mareili nur aufbringen ließ, das brachte ich vor. Ich war ein rücksichtsloser Ankläger gegenüber dem Buben vom Hinterhof, ich erriam Verführungskünste, an die ich selbst nicht glaubte, ich stempelte Mareili zur Heiligen, — allein ich machte wenig Eindruck. Die Mutter, ja, die bedurfte meiner Verteidigung nicht, sie vergrub ihre vor Schmerz geschüttelte hinfällige Gestalt in die dunkelste Ecke der Küche und jammerte nur vor sich hin: Gerade du, mein liebstes Kind, mein Schmerzenskind ... Der Vater aber tat schrecklich. Aus dem Hause jagen würde er die Dirne und mit Hunden aus dem Dorfe hegen. Als er zu einer furchtbaren Verfluchung auszuholen wollte, da fuhr ich ihm in den Arm, und nahezu hätte er mich geschlagen. Allein er hätte mir nicht weh getan, denn ich hatte erreicht, was ich gewollt, der Fluch blieb dem Rasenden in der Kehle.

Als ich spät nachts zu meinem Dienstherrn zurückkehrte, empfand ich mit bitterm Weh, wie ein armes verlassenes Kind nun Mareili war und wie schwer ich selber litt. Ich hatte seine Sache zu der meinigen gemacht, ich wußte, ich war mehr nur als sein Fürsprecher, und so oft ich an die leidgequälte Gestalt des Mädchens dachte, so oft sagte ich mir, was ich schon als

Knabe hätte verstehen können, daß es mir viel mehr war als jedes andere Mädchen. Und da es so menschenverlassen war und so Schreckliches litt, da ihm das Waterhaus verschlossen war und nur mehr das Mutterherz schüchtern ein heimliches Hinterpförtchen offen hielt, wußte ich, daß mir Mareili alles war, und nur ein Gedanke erfüllte mich Tag und Nacht: Sie, die arme Gefallene emporzuheben und einmal noch glücklich zu machen. Zwanzig Jahre habe ich daran gearbeitet, zwanzig lange Jahre. —

*

Von Mareilis Mutter, die mir seit jener Nacht gut war, da ich mich des Mädchens so sehr angenommen, vernahm ich, daß Mareili bei einer angesehenen Professorsfamilie in der Stadt liebevolle Aufnahme gefunden. Es hatte, mit der treuherzigen Offenheit, die Mareili immer eigen war, der Herrin alles gesagt und nichts verheimlicht, und diese hatte sofort gesehen, daß Mareili kein verdorbenes, sondern trotz seines Falls ein grundbraves, nur ein unglückliches und verschüchtertes Mädchen war.

Es war mehr als ein halbes Jahr vergangen, es war Ende März vor sechzig Jahren, als mich seine Mutter holen ließ. Es war ein Brief aus der Stadt da, aus dem Kantonspital. Es war Mareili namenlos böß gegangen; — es hatte namenlos gelitten. — Und das Kindlein war tot. — Am nächsten Sonntag würde die Leidende entlassen. — Ob ich nicht nach der Stadt gehen und ihr beistehen möchte —, so erzählte und bat in abgestoßenem Säßen die weinende Mutter.

Ob ich gehen möge? — Gewiß. Was täte ich doch nicht für Mareili! Und so ging ich; frühmorgens. Früh am Vormittag schon stand ich am Portal der Spitalstadt. Beim Pförtner hatte ich erfahren, daß Mareili noch nicht herausgetreten; ich möchte doch hineintreten und die „Frau“ in der Anstalt auffuchen. Das getraute ich mich nicht und so wartete ich denn draußen stundenlang, hungernd und frierend und erschraf bei jedem Anarren des Seitenpförtchens. Endlich trat Mareili heraus. Mein Gott, wie jammerbleich! Ich eilte ihm entgegen und grüßte das liebe Kind, das zitternd wie ein Eschenläublein im Wind vor mir stand; da stand stumm und weinend. Ich sprach auf die Marie ein, tröstend und bittend; sie lief neben mir her wie ein armes, geschlagenes Hündlein. Erst nach langen Minuten sprach sie, wie sie mir danke! Zweimal nun sei ich ihr in der Einsamkeit beigestanden. — Wie ein guter Mensch ich sei. Ich hätte jubeln mögen über diesem Lob. Wie sie sich nun so namenlos einsam fühle, viel einsamer als zuvor, da sie sich doch über ein zweites Wesen Sorge gemacht. Gerade diese Sorge sei ihr fast lieb geworden, und nun habe man ihr genommen, was sie die ganze schwere Zeit über getröstet, das Kind. Als der Weinkrampf sie schüttelte, da fühlte ich erstmals, wie nahe wir der Mutter sind und was für

ein großes, unendliches Geheimnis der Name Mutter umschließt. Es beseligt selbst Unglückliche. Welch ein Glück muß die Mutter sein!

Mareili bedurfte meiner nicht weiter. Ich durfte ihm einzig die große Schachtel tragen, die es aus dem Spital brachte. Ich schlug ihm vor, es in ein Genesungsheim zu bringen, allein meine Dienste wurden rundweg abge schlagen. Die Professorsleute, zu denen es zurückkehrte, und die ihm gut seien fast wie Vater und Mutter, würden das nicht gerne sehen. Bei ihnen finde es alle Rücksicht und Pflege. Und so schieden wir denn mit einem Händedruck, und der Blick von Güte, den mir Mareili spendete, sagte mir mehr als die laute Art, wie heutzutage Liebende miteinander verkehren.

*

Wir sind uns denn auch treu geblieben, weitere lange zwanzig Jahre. So lange brauchen arme Dienstleute, um sich ein Nestchen zu bauen. Aber mehr als zwanzig Jahre bedarf ein todwundes Herz, um zu gesunden. Mareili ist überhaupt nie mehr froh geworden. Das stillernste Wesen, das ihr in ihm kennen gelernt, war ja nicht seine gesunde Natur, es war die Krankheit seiner Seele.

Zwanzig Jahre hatten wir gehaust und gespart, und wenn wir die Tausender zusammenlegten, so mochte es wohl zu einem Gütchen langen, darin wir sorgenlos endlich unser Heim finden könnten.

Es sind an die vierzig Jahre seither, daß ich in diese Gegend gelangte; ganz zufällig; und es war auch ein Zufall, daß ich vernahm, der Hinterhof sei käuflich, der alte Hinterhöfler sei gestorben, der Sohn sei ein Tunichtgut, in einer Trinkeranstalt oder so was untergebracht und entmündigt. Wäre ich nicht der schwerfällige Sepp gewesen, ich hätte aufgebelt, als sich mir die Gelegenheit bot, dergestalt von der Vorsehung als Mitarbeiter offener zeitlicher Vergeltung gewürdigt zu werden. Allein ich nahm die Sache geschäftsmäßig, bereiste das Hofgut, fand es arg vernachlässigt, doch nicht so, daß fleißige Hände es nicht in kurzem instand setzen könnten. Der Preis war nicht hoch, er entsprach unsern Verhältnissen und so wurde ich innert wenigen Tagen — da die behördliche Genehmigung nicht lange auf sich warten ließ — Hinterhofbauer.

Über eins hatte ich mich sofort beruhigt: Es war in der Gemeinde nicht bekannt, unter welchen Umständen Mareili vom Hinterhof gekommen. Seine Ehre war in keiner Weise angetastet. Eine Magd, die dem Hinterhöfler aus dem Dienst gelaufen, durfte sich ruhig zeigen, viel ruhiger als eine, die gar zu lange in diesem Dienst verblieben wäre.

Und doch hatte ich eine schwere Arbeit, bis mir Mareili als Hinterhofbäuerin zusagte. Aus Ende der Welt, ins vergessenste Nestchen würde es mir mit Freude folgen, allein schon der Gedanke an den Hinterhof krampfte ihm das Herz zusammen. Mein unüberlegter Kauf reiße die kaum vernarbten

Wunden neuerdings auf. Es werde ihm schwer fallen, dort heimlich zu werden. Meine Einwendung, es müsse doch gewiß ein stolzes Gefühl sein, nun die Herrin zu sein, wo sie vor zwanzig Jahren gedemütigte Magd gewesen, machte nur wenig Eindruck. An den Stolz Mareilis hätte ich einmal appellieren dürfen, jetzt nicht mehr. —

Mareili ist mir als treues Weib dann doch nach dem Hinterhof gefolgt.

Es war ein warmer Vorfrühlingstag, als wir, der Neubauer und die Neubauerin, einzogen in unser neues Heim. Die Vögel sangen um die Wette, die Wiesen grüntem und schon lachten dem Bache entlang und an sonnigen Halden die ersten gelben, weißen und blauen Frühlingsblumen. Wie viel hätte ich gegeben, wenn auch Mareili gelacht hätte! Wenn es einmal während der vierzig Jahre so recht aus vollem Herzen gelacht hätte! Ich hatte das Bauernhaus instand setzen lassen, es grüßte freundlich und heiter. Geranien standen vor den Fenstern und blühende Cinerarien und Goldlack, und als ich meine Frau ins Haus führte, zitterte sie wie ein frierendes Kind.

An den kommenden Tagen räumten wir ein. Als ich einmal zufällig nach dem Giebelstock kam, sah ich, wie eine der Mägdekammern ausgeräumt und blankgescheuert war. Weiße Gardinen hingen an den Fenstern, darin hantierte Mareili. Als ich eintreten wollte, wehrte es mit flehender Gebärde ab: Ich möchte draußen bleiben und sie nicht stören und nicht fragen. Ich blieb auf der Schwelle stehen und frug nicht. An der Wand hatte Mareili ein Bild der Sieben Schmerzen Mariae aufgehängt, am Boden lag ein kleines Kästchen. Mit gesegneten Palmen war es ausgelegt, und darüber legte es ein winziges, spitzenumrandetes Kindshäubchen, kleine Hemdchen und Windeln, dann breitete es ein zierliches Deckchen darüber und besprengte alles mit Weihwasser, so wie man ein Gräbchen einsegnet. Ich hörte dann noch, wie Mareili das Zimmer abschloß. Und geschlossen blieb es bis auf den heutigen Tag. Den Schlüssel habe ich nie mehr gesehen und kein Mensch, auch Mareili nicht, hat das Zimmer je wieder betreten, wo die arme Mutter ihre Jugend und ihre Unschuld, Sünde und Sühne, Kindestod und Muttersehnsucht der schmerzhaften Mutter aufgeopfert hat.

Vierzig Jahre haben Mareili und ich im Hinterhof gewirtschaftet, friedlich und still, an allem Zeitlichen gesegnet. Aber es blieb doch etwas von der Schuld des Hinterhofs an unserm Glück haften: Das verschlossene Zimmer öffnete sich nie mehr, — wir zwei blieben vereinsamt. Ich habe Mareili die Augen zugeedrückt, wer sie mir zudrücken wird, weiß ich nicht. Auf unserem Beisammensein hat denn auch immer etwas Trübes gelastet, Mareili mochte seiner Tage nie mehr so recht froh werden; erst in der letzten Zeit wurde das Schwere von ihr genommen.

Und auch ich hütete mich, an die nie vernarbte Wunde zu greifen. Einmal wollte ich es tun; der verlumpte Hinterhöfler war in der Gegend herum-

vagabundiert und ich wollte Mareili schonend auf eine mögliche Begegnung vorbereiten. Da traf mich wieder sein flehender Blick, der mir bedeutete, weiter davon nicht zu reden: Wenn Frauen ihrer Art fallen, dann seien sie auch nicht völlig schuldlos. Und weiter sprach ich nie mehr davon.

Immer und wo es nur sein konnte, war Mareili an meiner Seite. Es war, als ob es sich vor dem Alleinsein fürchtete. Wir schritten mitsammen aufs Feld und zur Kirche, standen mitsammen auf und legten uns mitsammen zur Ruhe. Wir halbierten getreulich jede Freude und jedes Leid. Lustbarkeiten haben wir nie gesucht. Ich hätte Mareili, das einst so übermütige, tolle Mareili nie dazu gebracht. Die laute Lustigkeit, sagte es mir oft, tue ihm wehe. So schwer trug es an seiner Lebensenttäuschung.

Am weitesten öffnete sich mir seine Seele, wenn der Abend mild über die müde Erde sank. Dann saßen wir oft im Läubchen auf der Bank, enge an einander geschmiegt, erneuerten die Erinnerungen an unsere arme und doch so reiche Jugendzeit, suchten unsere Gespielen auf, die fast alle in der Ewigkeit weilen, verblieben bei diesem und jenem Ereignisse, priesen das Schicksal, das uns so freundlich gesinnt war, und waren zufrieden, wie nur dankbare Menschen es sein können, die sich zu bescheiden wissen. Wenn dann ein Stern fiel durch den unendlichen Himmelsraum, sagte Mareili blitzschnell: Tröste Gott die arm' Seel', und erschauernd dachten wir an das Unendliche, Unfaßbare, Ewige, das der gestirnte Himmel uns offenbart.

So rollte Jahr um Jahr ab. Aus den rüstigen Vierzigern, als die wir nach dem Hinterhof gekommen, waren wir greise Leutchen geworden, die den Achtzig nahe waren, und mit jedem Herbst wuchs die Sehnsucht nach Ruhe. Mit jedem Jahre aber wuchsen wir mehr zusammen. Wie oft sagte Mareili: „Du, es ist mir, wir werden wieder wie zur Kinderzeit. Als wir ganz jung und klein waren, waren wir wie Zwillinge. Und nun sind wir wieder wie Geschwister. Wenn wir nun auch so von der Welt gehen könnten, wie Zwillinge auf der Welt erscheinen.“

Einmal, es war in der letzten Zeit, saßen wir in der Abenddämmerung wieder auf dem Läubli, an einander gelehnt. Da faßte Mareili meine beiden Hände und sprach: „Sepp, wie gut hat es Gott mit uns gemeint! Nun ist mir, als sei alles Schwere von mir genommen und alle Schuld getilgt. Ich habe lange, lange Jahre schwer daran getragen, erst in der letzten Zeit fühlte ich, wie all das Schwere von mir glitt; heute endlich darf ich an jene Zeit zurückdenken ohne zu erzittern. Ich fühle, es ist keine Schuld mehr in mir. Heute dürfte ich das verschlossene Giebelzimmerchen ruhig betreten. Ich habe mich einst so schrecklich vor dem Sterben gefürchtet. Wie namenlos würde die Schande mir in der letzten Stunde noch auf dem Gesichte brennen! Und nun bin ich so wunderbar ruhig. Oft ist mir, als fliege ein weißes Englein durch die Nächte und winke mir. Sepp, die

Kindersehnsucht stirbt nie im Mutterherzen, und nun ist sie mir ein beruhigender Segen.“

Ein anderes Mal — es war am Abend des letzten Ostersonntags, wir hatten die ersten Frühjahrsblumen gesammelt und Mareili band sie zu einem kleinen Kränzchen — sprach Mareili wie vor sich hin: „Ich habe einmal aus dem Munde des Herrn Professors den Ausspruch gehört: Darüber kommt kein Mann hinweg. Das sollte nicht für mich gesprochen sein, allein sein Sinn entging mir nicht. Daß du Sepp, darüber doch hinweggekommen, das hat mich wieder an die Güte und Liebe der Menschen glauben gelehrt und auch an die ewige Verzeihung. Auch du bist mein Engel geworden.“

Damit schloß Sepp seine Erzählung. Seine Stimme fing an zu zittern. Allein es mochte dem alten Manne wohl tun, sein Herz einem mitfühlenden Menschen zu öffnen. Als ich ihm, tief ergriffen, die Hand drückte, da sagte er: Ja, ja, Gottes Wege sind oft wunderbar. Wir, Mareili und ich, haben das Wunderbare an uns erfahren.

Wenige Wochen nach dieser Begegnung legte auch Sepp sich auf das Totenbett. Nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen schlummerte er hinüber; leicht und sanft, wie Mareilis Lebenslichtlein ausgelöscht war, sank auch das seine zusammen.

Die Leute sagten, Sepp sei an langer Zeit gestorben, an langer Zeit nach seinem Mareili. Und sie mochten wohl etwas recht haben.



Nach Mitternacht.

Tick — tack — die Uhr spricht:
„Ei, mein Kind, du schläfst noch
nicht!“

„Still doch, was geht das dich an,
Wenn ich 'mal nicht schlafen kann.“
Tick — tack — tick.

Tick — tack — die Uhr spricht:
„Laß das, laß das, grüble nicht!“
„Wie laß ich das Grübeln sein?
's fällt mir alles von selber ein.“
Tick — tack — tick.

Tick — tack — die Uhr spricht:
„Liebes Kind, mach doch kein
Sicht.

fängst du gar zu lesen an,
Ist's um deine Ruh getan!“
Tick — tack — tick.

Tick — tack — die Uhr spricht:
Horch auf mich, du armer Wicht!
Horch, ich schläfere dich ein,
Wirst mir drum nicht böse sein.“
Tick — tack — tick.

Elise Vogel.

